

DIE KLEINEN SCHWESTERN
DER SÜDTUNESISCHEN ORDENSGEMEINSCHAFT

AUF DEN SPUREN JESU VON NAZARETH

Mit Brüdern und Schwestern den Alltag erleben

Als wir uns gegen Ende des Jahres 1991 nach langem Hin und Her entschlossen, im Süden Tunesiens eine Ordensgemeinschaft zu gründen, konnten wir mit unserer Entscheidung einem dreifachen Anruf Folge leisten:

- der Aufforderung, eine Umgruppierung vorzunehmen, die unsere eigene Ordensgemeinschaft, bestrebt, ihren Wirkungsbereich auszudehnen, an uns gerichtet hatte;
- unserem eigentlichen Auftrag, der darin bestand, als Ordensschwwestern zu den fernsten und verlassensten Menschen zu gehen, die keine eigene Stimme und keinerlei Einfluss besaßen, um mit ihnen in der Hoffnung und Erwartung des Heils zu leben;
- der Einladung der zuständigen tunesischen Organe, im vorliegenden Falle des Leiters der regionalen Gesundheitsbehörde, der uns diese Oase empfohlen hatte, weil sie, obwohl in voller Entwicklung begriffen, sich gleichwohl mit dringenden Problemen konfrontiert sah, für deren Lösung sie Hilfe benötigte: die Durchführung von Impfungen, die Betreuung junger schwangerer Frauen, die Durchsetzung von Hygienemaßnahmen in den Schulen.

Bei unserem ersten Besuch in diesem großen Dorf lernten wir eine ganze Reihe von Beamten der Gesundheitsbehörde kennen, unter ihnen auch jenen, der für das Krankenhaus zuständig war; ihr herzlicher Empfang zeigte uns, wie ungeduldig wir schon erwartet wurden.

Freunde fanden für uns das Haus am waldigen Rand der Oase, in welchem wir auch heute noch wohnen. Schon bald kamen unsere nächsten Nachbarn, um uns mit Datteln, einem Brot, zwei Eiern und anderen kleinen Geschenken willkommen zu heißen, und im Lauf der Zeit sind sie ganz selbstverständlich zu einem Teil unseres Lebens geworden.

Unser Ziel war es, in der geistlichen Nachfolge Charles de Foucaulds unseren Auftrag zu erfüllen, in Gebet und demütigem Dienen, in Arbeit und brüderlicher Freundschaft für die Bewohner der Oase den Spuren Jesu von Nazareth zu folgen.

Von allem Anfang an war uns bewußt, welch ein Risiko die Wahl eines solchen Umfeldes barg: Es war «weit weg, in der Wüste, und ziemlich primitiv». Unser Gedankengang aber war dieser: «Gott hätte uns den Auftrag und die Chance geben können, eine neue Gemeinschaft in einer uns schon bekannten, angenehmen und offenen Gegend aufzubauen.»

Ein Ort in der Wüste wie dieser, sagten wir uns, «hat einen ganz bestimmten Sinn. Er stellt uns vor Gottes Angesicht und macht unser Leben ärmer und einfacher, zugleich aber bedeutet er für uns Gemeinschaft und eine große Bereicherung.»

Und an einem solchen Ort versuchen wir, «das Leben und Wirken der Armen zu teilen, um durch unser ganzes Leben das Evangelium zu bezeugen».

Unsere Nachbarn sind kleine Leute, die ihren Unterhalt sehr bescheiden von den jeweiligen Produkten der Oase und von ihren wenigen Haustieren – Ziegen, Schafe, öfters auch Geflügel und Kaninchen – bestreiten. Nur wenige Familienväter besitzen ein, sei es auch noch so winziges, festes Einkommen. Viele versuchen, eine Anstellung auf den so genannten «Arbeitslosen-Baustellen» der Regierung zu finden, die sie jedoch, um möglichst vielen Menschen ein Mindestgehalt zu sichern, immer nur für jeweils einen Monat einstellt.

Zwei von unseren Schwestern arbeiten eng mit den Kollegen von der Gesundheitsbehörde zusammen, und es ist faszinierend zu sehen, wie der selbe Dienst unter ganz verschiedenen Voraussetzungen geleistet werden kann, und zwar insbesondere dann, wenn das herzliche Entgegenkommen des Anderen jedem die Möglichkeit gibt, sein Bestes für jene zu geben, die Mangel leiden: Mangelnde Gesundheit, aber auch Mangel an den materiellen Mitteln, die es ihnen erlauben würden, sich zu pflegen, und gelegentlich auch mangelndes Verständnis für die moderne Medizin.

Eine dritte Schwester beschäftigt sich im Hause mit der Schneiderei, die sie mit den Müttern und den Jüngsten der Familien in Verbindung bringt: Es gibt immer irgendwelche Kinder, denen man die Schürze oder das Röckchen reparieren muss, Frauen, die zu uns kommen, um das von ihren

Männern im Suk für sie gekaufte Gewand ihrer eigenen Taille und Größe anpassen zu lassen, oder junge Mädchen, die versuchen, sich modisch zu kleiden...

Die vierte Schwester schließlich arbeitet neben der einen oder anderen Frau in der Oase, wo sie Gras für die Tiere mäht oder Unkraut vertilgt, oder eine Frau vertritt, die zu erschöpft ist, um selber dieser Arbeit nachzugehen, oder für eine junge Wöchnerin einspringt, die sich noch schonen muss.

Und wenn wir mehr Freizeit hätten, würde es uns nichts ausmachen, mit dieser oder jener Frau für den ganzen Tag in dem bedächtigen Trott der Maultiere zu einem jener Felder oder Grundstücke zu gehen, die ein paar entschlossene junge Familienväter dem Wüstensand abgerungen haben.

Frühmorgens eine Fahrt von einer Stunde im leichten zweirädrigen Pferdewagen, und abends die selbe Zeit für den Rückweg – das gibt einem einen ganz anderen Zeitbegriff... Wenn der Sand nicht gerade von heftigen Windstößen aufgewirbelt wird, ist der Weg durch die Dünen wunderschön, besonders auf dem Heimweg, im Feuer des Sonnenuntergangs.

Die Arbeit selbst wird schweigend verrichtet, denn jeder ist ganz auf seine Aufgabe konzentriert. Gegen zwei Uhr mittags isst man etwas Brot und dazu etwas von dem, was gerade in der Umgebung wächst: Tomaten, Zwiebeln, Gurken, wenn es ihre Zeit ist. Man kocht sich einen Tee und geht danach wieder an die Arbeit, sammelt die großen Säcke mit Gras ein, um sie für die Tiere nach Hause zu tragen.

Alle hier Ansässigen erinnern sich noch an das einfache, gesunde Leben in der Sahara, denn sie waren früher Wanderhirten, Nomaden. Sie sind vor fünfzig Jahren aus verschiedenen Gründen sesshaft geworden – der wichtigste Beweggrund war anscheinend die Sorge, ihre Kinder zur Schule schicken zu können, «damit sie ein leichteres Leben haben als wir». Tatsächlich gehen heute praktisch alle Jungen und Mädchen zur Schule.

Sehr bald schon wurden wir in den Familien freundlich aufgenommen, zu Hochzeiten, zur Beschneidung oder zur Grundsteinlegung eingeladen... Man muss aber auch lernen, zur Verfügung zu stehen, wenn man die Klageweiber hört, oder wenn man Frauen begegnet, die eilig zu irgend einem Ziel unterwegs sind: «Wo geht es denn hin?» – «Es gibt da einen Kranken – einen, der gerade aus dem Krankenhaus gekommen ist – eine Frau, bei welcher die Wehen eingesetzt haben...»

Wie Maria und Elisabeth

Mit zunehmender Freundschaft und Vertrautheit dürfen wir ganz spontan an allen Freuden und Sorgen der Oasenbewohner Teil haben. Bei unseren täglichen Zusammenkünften lässt der Herr uns die Frohe Botschaft gemeinsam suchen, manchmal auch sie gemeinsam entdecken oder sie uns gegenseitig verkünden, genau wie einst Maria und Elisabeth einander die Wundertaten Gottes erzählten.

Als eines Tages in unserer Nachbarschaft ein kleines Mädchen starb, vertraute mir eine Frau, die ich sehr gerne habe, weinend an, dass von den acht Kindern, die sie geboren hatte, sechs schon gestorben seien. Voller Mitgefühl mit ihrem Schmerz sagte ich ihr: «Aber du wirst sie doch wiedersehen!» Doch sie entgegnete, nein, dafür hätte sie ihre Kinder nicht beweinen dürfen, und sie habe so viel geweint...

Da wir uns sehr nahe standen, wagte ich es, einen Schritt weiter zu gehen: «Wie kann das sein? Du, die du so liebevoll mit deinen Kindern umgehst und so freundlich zu den Menschen in deiner Umgebung bist – wie kannst du bloß glauben, dass der Barmherzige Gott – ar Rahman, ar Rahim – weniger liebevoll sei als du und dir vorwerfen würde, dass du um deine Kinder trauerst?»

In ihrem ganzen Verhalten war diese Frau für mich wie ein Widerschein von Gottes Antlitz. Und dass meine Worte an ihre tiefsten Gefühle zu rühren vermochten, dass sie sie verstehen und annehmen konnte, war nur möglich, weil wir vier Jahre lang gemeinsam die schwere Last der Erschöpfung und der brütenden Hitze bei der Arbeit in der Oase ertragen hatten. Sie und ihre Tochter hatten mir beigebracht, wie die tunesischen Frauen zu arbeiten, wie sie Wasser zu suchen und Lasten auf dem Kopfe zu tragen haben; sie hatten mir ein Stück Boden von ihrem Teil der Oase abgetreten... Wir haben miteinander eine lange Geschichte der Solidarität erlebt, nach dem Bilde des «Wortes, das Fleisch geworden ist» und das die Sprache der Menschen gelernt hat, um zu ihnen sprechen zu können.

«Als ihr zu uns kamt,» sagte mir eine alte Freundin, «kannte ich euch nicht. Jetzt aber steht ihr mir so nahe wie meine eigenen Töchter: Das ist Gottes Werk.»

Während der langen Augenblicke der Anbetung oder des gemeinsamen Abendgebets haben wir wieder und wieder in der Tageslosung die selben Worte, die selben Gefühle erlebt wie unsere Nachbarn, wir haben ihre

Freuden- oder Klagerufe gehört, an ihrer Auflehnung oder Resignation Teil gehabt. Gott spricht zu uns durch das Leben unserer Brüder wie durch die Heilige Schrift, und in dem Mysterium des Leibes des gestorbenen und auferstandenen Jesus wird die Eucharistie zu einer intensiven Kommunion mit allen anderen. Und die gleiche Eucharistie sendet uns aus zu unseren Brüdern, um von neuem an ihrem Leben teilzuhaben.

Dem gleichen Volke angehören

Bruder Charles schreibt: «Um uns zu retten, ist Gott zu uns gekommen, hat sich unter uns gemischt, hat von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt mit uns in engster Vertrautheit und Verbundenheit gelebt...». Auf den Spuren von Jesus von Nazareth zu gehen bedeutet, *ein Volk*, dieses Volk, zu werden. Uns ist bewusst, dass durch uns die Kirche eins wird mit diesem Volk, und dass sie ihm wie jener Missionar in China mit den Worten Jesajas sagt: «Weil du in meinen Augen teuer und wertvoll bist und weil ich dich liebe... komme ich zu dir, um mit dir zu leben!»

Bei ihnen zu sein, mit ihnen zu leben, von ihnen zu lernen – darum bemühen wir uns jeden Tag von neuem. Und erst im Zusammenleben beginnt man zu verstehen. Bei den ersten Hochzeiten, an welchen wir teilnahmen, fiel es uns furchtbar schwer, stundenlang in einer Menschenmenge zu sitzen, die uns zum größten Teil unbekannt war. Und war es nicht Zeitverschwendung, sich zur Teezeit für einen Augenblick zu einer Familie zu setzen, wenn man doch so viel Arbeit hatte?! In Wirklichkeit sind aber für uns, die wir aus einem ganz anderen Kulturkreis kommen, gerade diese Augenblicke besonders geeignet, um die Kultur unserer Freunde kennen und verstehen zu lernen. Denn dort geht es keineswegs darum, die führende Rolle im Spiel zu übernehmen (was ja daheim bei unseren Treffen mit Freunden immer ein wenig ein Risiko ist), zumal unsere tunesischen Freunde ganz groß darin sind, sich an einen anderen anzupassen: Sie verstehen es ausgezeichnet, «so zu handeln, wie es uns gefällt» und Dinge zu sagen, die wir gerne hören! Dort kann man nur zusehen, zuhören, und ganz allmählich verstehen, dass solche Augenblicke des scheinbaren Müßiggangs ganz wichtige Faktoren für das Gleichgewicht dieser Kultur bedeuten. Und schließlich lernt man, glücklich darüber zu sein, dass man bei ihnen ist in den Zeiten des entspannten Beisammenseins und der Feste, – oder im Gegenteil, in der Zeit des Mitleidens bei ihren Trauerfeiern: zwei Anlässe, bei welchen ein Mensch sich zu erkennen gibt als das, was er wirklich ist, mit seinem Bedürfnis nach Glück und seinem so verletzlichen Herzen.

Und wenn wir einmal nachhaken müssen bei Dingen, die wir nicht verstehen oder vielleicht falsch interpretieren, steht man uns immer bereitwillig und wohlwollend zur Verfügung.

Ein junges Mädchen wollte wieder zurück zur Schule, nachdem sie ein Jahr unterbrochen hatte, um ihrer Familie in die Sahara zu folgen. Ihre Mutter, eine Witwe, kam mit den Bestimmungen der Verwaltung nicht zurecht, in welchen ein solcher Fall nicht vorgesehen war.

Glücklicherweise kannten wir einen Schulleiter, der uns von seinen eigenen Erfahrungen erzählte und uns ermutigte, in unseren Bemühungen fortzufahren. Heute besucht Naima die Oberstufe eines Gymnasiums.

Bei einer Frau, die sehr aktiv am sozialen Leben teilnimmt, finden wir Kompetenz und Verständnis für die Schwierigkeiten, die unseren Freunden zu schaffen machen (Arbeit, berufliche Ausbildung). Sie wiederum weiß, dass sie sich auf uns verlassen kann, wenn sie kleine Hilfeleistungen braucht, die ihr die eigene Arbeit erleichtern.

Wird nicht auf diese Weise das Reich Gottes erbaut, mit den Menschen, die guten Willens sind und die Gott sich aussucht, um mit ihnen bis zu seiner Wiederkunft zu wirken?

Pierre Claverie hat einmal geschrieben: «Das wahre Christentum erkennt man an der Qualität der Beziehungen des Dienens und der Freundschaft, die zwischen Christen und Nicht-Christen entstehen.»

Auch Gott teilen wir miteinander

Es ist immer eine große Freude für uns, den Widerhall des Evangeliums im Leben unserer Brüder zu entdecken. Und diese Freude ist gegenseitig: Auch sie sind glücklich, wenn sie feststellen, dass auch wir an Gott glauben, und dass auch wir genau wie sie von der konkreten Gegenwart Gottes im alltäglichen Leben überzeugt sind. Für sie ist diese Gegenwart ganz offensichtlich. Gott ist der einzige Halt der Armen.

Er ist so allgegenwärtig in ihrem Leben, dass wir sie um diese Gewissheit beinahe beneiden könnten. Wir erleben es immer wieder: Wenn ihnen ausgerechnet das widerfährt, was sie sich so sehr gewünscht haben, wenn sie tatsächlich die dringende Hilfe erhalten, die sie gerade an diesem Tag erwartet haben, wenden sie sich zuallererst an Gott, um ihm dafür zu danken. Denn Gott haben sie darum gebeten, Gott «trägt Sorge für den Armen», wie wir das ja selber auch oft in den Psalmen sagen.

All dies schafft zwischen uns eine tiefe Verbundenheit, wir lassen einander Teil haben an den Worten unserer Heiligen Schriften und an unseren jeweiligen Traditionen. Der Glaube des einen stärkt den Glauben des andern.

Und wenn wir in Katastrophenstimmung geraten, weil eine Situation uns unüberwindlich scheint, sind oft sie es, die uns trösten und uns die Hoffnung wiedergeben, indem sie uns sagen: «Gott lässt keinen im Stich!»

Eine Freude für uns ist es auch, mit unseren moslemischen Brüdern gemeinsam Gott zu suchen, seinen Willen zu erkennen, demütige Liebe im alltäglichen Leben zu praktizieren. Unser Platz ist bei ihnen, auf einem Weg, der für sie und für uns der gleiche ist und den wir gemeinsam gehen.

Abschließend würden wir gerne von dem Weg erzählen, den wir sieben lange Monate lang an der Seite einer jungen, nur sechzehn Jahre alten Nachbarin gegangen sind. Ein Tumor, der schon zu fortgeschritten war, als dass die Ärzte ihr noch hätten helfen können, hatte sie brutal aus ihren Studien an der Oberstufe herausgerissen. Soad erlebte eine endlose Agonie voller Schmerzen inmitten ihrer Familie, deren Ohnmacht gegenüber immer schlimmerem Leiden und immer schwereren Krisen wir teilten. An manchen Tagen war es schier unmöglich, diese Lage zu ertragen, und wir fühlten eine tiefe Solidarität mit dieser Familie und dem, was sie erlebte: Es war so hart, sie so furchtbar leiden zu sehen, dass manchmal der eine oder andere seelisch zusammenbrach und ganz aggressiv reagierte, indem er das Krankenhaus, die Eltern, den Arzt zum Schuldigen erklärte... oder einfach floh. Wenn er dann wiederkam, hatte ein anderer an seiner Stelle weiter gemacht, und alle kamen immer wieder mit Gesten und Aufmerksamkeiten von größter Zartheit zu Soad zurück.

Auch wir zerbrachen uns den Kopf, wie wir ihr eine Freude machen könnten: etwas Gutes zu essen, ein paar Blumen aus dem Garten; die eine schenkte ihr ihren schönen Pullover, eine andere räumte mit der Mutter das Zimmer auf, in dem sie an jenem Tage ihre Klassenkameradinnen empfangen sollte; wieder eine andere sprach mit ihr über die Gefühle, die sie empfand, als sie zum ersten Mal ihre heimatliche Umgebung verließ, und die sie in einem Gedicht festgehalten hatte...

Diese Erfahrungen mit Soad wirkten sich, ohne dass wir es merkten, auch auf unsere eigene Gemeinschaft aus. Wir entdeckten, dass nicht die konkrete einzelne Geste von Bedeutung war, sondern das tiefe Mitgefühl, das jede auf die ihr eigene Weise empfand, so wie von Jesus gesagt wird, er sei «von tiefstem Mitleid bewegt» gewesen.

Soad wiederum wendete sich, wenn sie nicht gerade von einer Krise gepeinigt wurde, jedem einzelnen voller Freundlichkeit zu, vergaß ihr eigenes Leid, nahm Anteil an allem. Auf ihre Art rettete sie das Leben der Bruderschaft.

Vor allem brachte sie uns zurück in die Gegenwart Gottes; manchmal flehte sie in langen Gebeten um Gnade und Erbarmen, so dass wir ihr in tiefer Erschütterung lauschten und abends ihre Bitten beim Abendmahl wiederholten.

Und weil wir all dies gemeinsam erlebten, verbunden in Glauben und Hoffnung, glauben wir, dass die Macht des Todes schon im auferstandenen Jesus überwunden ist. Denn wir können uns nur noch auf Gott verlassen. In dem großen Elend, das wir vor ihn tragen, vereint und versöhnt er die einen mit den andern.

Gott hat Soad am Tage nach dem Fest der Dreifaltigkeit zu sich gerufen. Ihre Familie stellte ihren Glauben auf eine wunderbare Art unter Beweis, indem sie an unserer Feier innig teilnahm.

Am dritten Tag waren wir mit den Frauen auf dem Friedhof. Eine alte Großmutter stimmte jenen so biblisch wirkenden Klagegesang an, in welchem abwechselnd die Trauer der Hinterbliebenen um den Verstorbenen und dessen Lob zum Ausdruck gebracht wird, so dass er irgendwie schon wieder zu leben scheint.

Und dann rezitierte jemand Soads Gedicht:

«Jeder Spanne meines Landes sage ich Frieden, tausendmal Frieden.
Jeder Mutter da unten gebe ich tausend Küsse und die süßesten Worte.
Für jedes Samenkorn dieser Erde überkommt mich Zärtlichkeit.
Für dich, diesen Ort, wo mein Name und die Geschichte meiner Geburt
eingetragen ist.
Für euch in der Oase, die ihr mir so viel Süße habt zuteil werden lassen.
Mein Vertrag mit euch hat Bestand.
Ich komme wieder, ja, ich werde wieder kommen.
Und wir werden zusammen die Freude der Feste erleben.
Oh mein Land!»

Wir haben das Gedicht am Abend gebetet, und in unserer kleinen Gemeinschaft klang es wie ein Schrei zu Gott aus einem Psalm: Glaube an die Auferstehung und Erwartung der Wiederkehr Jesu.

Übersetzt aus dem Französischen von Erika Grün